

4

durch ihre sprachlichen Untersuchungen der neuen Sprachwissenschaft für die klassischen Sprachen
oben entschieden vorgebeutet. Die neuen Gesichtspunkte indes, welche namentlich durch
Bopp, Grimm und Fort sich dem Sprachforscher eröffnen, mussten die lateinische und
griechische Sprache hinsichtlich ihrer Formbildung und ihres ganzen Baues in einem ganz
andern Licht erscheinen lassen. Die neue Wissenschaft war nach den historisch vergleichenden Weg, den die neue Wissenschaft ein-
zu behandeln, vollständig überwindlich, an hätte man erwarten sollen,
dass die Philologie begierig sich die neuen, grossen Resultate der Sprachforschung zu Nutzen
gemacht und einen Neubau der griechischen und lateinischen Grammatik begonnen hätte. Aber
wir haben die merkwürdige Erscheinung erleben müssen, dass man, unbekümmert um die neuen
Erkenntnisschätze, den alten Weg ausbleibe fort und fort betrat. Der edeligste Sprachlehrer
der alten Schule, Philipp Rattmann, liess die von Grimm und Bopp schon damals gewor-

Die lateinische Grammatik und die vergleichende Sprachwissenschaft.

An die grossen Entdeckungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die all-
gemein bewundert und gepriesen werden, weil sie in ihrer Anwendung des Menschen nächsten
Zwecken dienen, reiht sich würdig eine Entdeckung an, die freilich auf einem ganz andern Ge-
biete gemacht und in ganz anderer Weise von Wichtigkeit ist, nämlich die Entdeckung des
Indogermanischen Sprachstammes. Mit der Erforschung des geschichtlichen Lebens der
Völker sind von jeher die Studien Hand in Hand gegangen, welche die Sprache der Völker selber
zum Gegenstand hatten. Geschichte und Sprachwissenschaft bedingen sich einander. Die gründ-
lichere Bekanntschaft mit der Sanskritsprache, welcher seit mehreren Jahrzehnten von ausge-
zeichneten Gelehrten der unermülichste Fleiss zugewandt wird, zeigte auf überraschende Weise
die Aehnlichkeit dieser Sprache in den Formen und dem ganzen Bau mit den beiden klassischen
Sprachen und mit unserer Muttersprache in ihrer für uns vorhandenen ältesten Gestalt. Fort-
gesetzte Forschungen, die sich auch andern Sprachen zuwandten, liessen bald erkennen, dass
eine ganze Reihe Sprachen von Völkern zwischen Indien und den äussersten Westenden Europa's
einer grossen Sprachfamilie angehörte. Aus der Verwandtschaft aller schloss man mit Folge-
richtigkeit auf eine allen zu Grunde liegende indoeuropäische oder indogermanische Ursprache,
aus der sich die einzelnen Sprachen individuell entwickelten, so dass diese gleichsam eine
in eine Mannigfaltigkeit aus einander gegangene Einheit darstellen. Auf Grund der Auffassung
der Sprache als organischen Gebildes der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Sprachen
nähzuspüren, die Lautgesetze und die Bildung der Formen zu erkennen, auf dem Wege der
Vergleichung den eigenthümlichen Bau der einzelnen Sprachen festzustellen und ihr Verhältniss
unter einander zu bestimmen; endlich von der Mannigfaltigkeit aus die einheitliche indogerman-
ische Ursprache zu rekonstruiren, ward von nun an die Hauptaufgabe der neuen „vergleichenden
Sprachwissenschaft“, die an der Hand einer sichern Methode jetzt immer rüstiger fortschreitet.¹⁾

Längst jedoch, ehe die historisch vergleichenden Sprachstudien aufkamen, hatte die klassische
Philologie es als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, die griechische und lateinische Sprache
zu erforschen und nach einer hergebrachten Methode in umfassenden Grammatiken zu behandeln,
so dass zu gewissen Zeiten „Philologe“ gleichbedeutend mit „Sprachforscher“ und
„Sprachkundiger“ im höchsten Sinne des Wortes gegolten hat und bei Manchen noch in
der Gegenwart gilt. Auch hat die klassische Philologie, die durch treuen, unermülichen
Fleiss zur Ergründung des antiken Lebens so Grosses geleistet hat und noch immer leistet,

¹⁾ Schlegel (Beitr. zur vergl. Sprachwissenschaft 2. B. I. H. 126) schlägt den Namen „Glottik“ für
die neue Wissenschaft vor.

durch ihre sprachlichen Untersuchungen der neuen Sprachwissenschaft für die klassischen Sprachen entschieden vorgearbeitet.²⁾ Die neuen Gesichtspunkte indess, welche namentlich durch Bopp, Grimm und Pott sich dem Sprachforscher eröffneten, mussten die lateinische und griechische Sprache hinsichtlich ihrer Formenbildung und ihres ganzen Baues in einem ganz andern Lichte als bisher erscheinen lassen, und die alte, hergebrachte Methode, diese Sprachen zu behandeln, war durch den historisch vergleichenden Weg, den die neue Wissenschaft einschlug, vollständig überwunden und unbrauchbar geworden. Man hätte nun erwarten sollen, dass die Philologie begierig sich die neuen, grossen Resultate der Sprachforschung zu Nutzen gemacht und einen Neubau der griechischen und lateinischen Grammatik begonnen hätte. Aber wir haben die merkwürdige Erscheinung erleben müssen, dass man, unbekümmert um die neuen Errungenschaften, den alten Weg nutzlos fort und fort betrat. Der gediegenste Sprachgelehrte der alten Schule, Philipp Buttmann, liess die von Grimm und Bopp schon damals gewonnenen Resultate unbenutzt, wiewohl gerade er sie gewiss mit grossem Erfolg hätte anwenden können. Noch bis auf die neuesten Zeiten wird von Vielen die lateinische und griechische Sprache behandelt, als ob die vergleichende Sprachwissenschaft gar nicht vorhanden wäre. Mit Recht tadelt dies Verhalten Pott in der neuen Ausgabe seiner „Etymologischen Forschungen“ S. XVII: „Die classische Philologie mag ungern daran gehen, sich, wie sie zu thun fürchtet, durch innigere Berührung mit andern Sprachen und Literaturen, als die zwei gefeierten alten, zu unreinigen. Das merkt man z. B. an der etwas geschraubten Weise, womit der vortreffliche Haase in seiner, sonst recht verständigen Rede über die Grammatik der Zukunft (abgedruckt in Prutz' Museum) die Grenzlinien zwischen der Philologie und der allgemeinen Sprachforschung zunächst auf Indogermanischem Sprachgebiete zu ziehen sich müht. In wie engen Grenzen jedoch die Philologie, auf sich allein vertrauend, mag sich zu halten und zu beschliessen gemeint sein: bei dem natürlichen Zusammenhange nicht nur der alten Literaturen unter einander, sondern nun vollends so vieler, mit Latein und Griechisch verschwisterter Sprachen lässt sich, aller Abdämmung zum Trotz, die man aber und aber versuchen möchte, gelegentliches Hereinfluthen vom Orient oder Norden her in den durch Philologen von strengster Rechtgläubigkeit gleichwie ausschliesslicher Besitz beanspruchten und sorgfältig umzäumten Bezirk unmöglich länger abwehren.“ Und ferner: „Unverantwortlich aber bleibt es unter allen Umständen, wenn man auf nahegelegenen Feldern sich fremder Arbeit durchaus unzugänglich erklären wollte, während das wahre Gedeihen der Wissenschaft doch in hohem Grade mit abhängig ist vom Beleuchten derselben Gegenstände aus den verschiedensten Standorten her und von der Forscher wechselseitig auf ihre, wie sehr auch divergirende Richtungen eingehendem Zuschreiten auf gemeinsame grosse Zielpunkte. Gewiss hat die Sprachvergleichung — ich meine vorab nur die engere innerhalb des Indogermanismus — es ernstlich zu beklagen, wenn aus dem Schoosse der vorzugsweise sogenannten Philologie bisher nur erst im Vergleich wenige Forscher thätig in sie eingriffen und an ihrem Theil den Wagen weiter schoben. Das ist nicht jener Schuld. Misstrauet ihr Philologen uns Sprachforschern, warum kommt ihr dann nicht in hellen Haufen und sehet selbst? Wie wollt ihr sonst wissen, ob ihr euch, vom Lichte der Wahrheit dazu gezwungen, zu dem neuen Glauben bekehren müsst, oder ob ihr im vollen Rechte seid, bei dem alten zu verharren?“ — Statt des vornehmen Misstrauens gegen die neue Wissenschaft, in welchem manche Philologen ihr gegenüber zu ver-

²⁾ In der neuesten Zeit gehören dahin unter andern die vortrefflichen Forschungen über Handschriften und Inschriften von Ritschl und dessen Schule.

harren für gut befinden, verlangt G. Curtius in den „Grundzügen der griechischen Etymologie 1858“ mit Recht auf Treu und Glauben alle jene Punkte hinzunehmen, die mit Sicherheit und Gewissenhaftigkeit in den verschiedensten indogermanischen Sprachen erforscht sind. Er sagt: „Und solches Hinnehmen auf Treu und Glauben ist doch auch in andern Zweigen der Philologie ebenso nothwendig wie unbedenklich. Wenn man dem Epigraphiker die richtige Ueberlieferung einer Inschrift, dem Herausgeber eines Textes die Genauigkeit der von ihm verzeichneten Varianten, dem Topographen seine Messungen und Beschreibungen glaubt, so können wir Sprachgelehrte ebenso gut verlangen, dass man unsre Angaben nicht ohne Grund gering achte. Irrthum ist überall unvermeidlich und deshalb bedürfen selbst Angaben über Thatsächliches steter Revision und Rectification. Aber eine Theilung der Arbeit und Rücksicht auf das von andern gefundene und fleissig zusammengestellte ist unerlässlich. Mit dem wohlfeilen Einwande, „ich verstehe das nicht,“ kann sich Niemand das Recht erkaufen unsre Arbeit zu ignoriren.“ —

Der Stand der Sache also ist der, dass mit wenigen Ausnahmen die klassische Philologie, was die Aneignung und Benutzung der durch die neue Wissenschaft errungenen Schätze betrifft, sich zweifelnd und misstrauisch verhält. Da jene jedoch rüstig fortschreitet, während die spezifisch philologische Behandlungsweise der alten Sprachen, was die Ergründung des Organismus und der organischen Entwicklung derselben betrifft, sich vollständig überlebt hat, so wird die Kluft zwischen beiden Wissenschaften immer grösser. Beide Wissenschaften sind aber so eng mit einander nach der sprachlichen Seite verwandt, dass die zeitweilige Trennung eine unnatürliche ist und dass zwischen beiden die rechte Vermittelung erstrebt werden muss. Die klassische Philologie muss von dem bisher innegehabten Throne der „Sprachgelehrsamkeit im höchsten Sinne des Wortes“ herabsteigen. Sie muss die Prinzipien und Gesetze der Sprachentwicklung der „vergleichenden Sprachwissenschaft“, die diese zum eigentlichen Gegenstand der umfassendsten Forschung macht, entlehnen, sie dankbar aufnehmen und benutzen. Wir Philologen müssen allerdings „in hellen Haufen“ kommen und sehen, was die neue Wissenschaft uns bietet. — Auf der andern Seite aber darf man sich nicht der Erkenntniss verschliessen, dass zum Theil die vergleichende Sprachwissenschaft selber den Philologen Anlass zu Bedenken gegeben hat. Wenn nämlich eine neu entstandene Wissenschaft in der übergrossen Freude der Entdeckungen sich sofort in ihrem Gebiete an die schwierigsten Untersuchungen macht, so kann es leicht geschehen, dass sie die Grenzen ihres Bereiches kühn überspringend sich in Regionen verliert, in denen jeder Schritt zum jähen Abgrund führt. Eine solche Wissenschaft wird dann nach Kants Ausdruck überfliegend, transcendent. Dieser Gefahr ist denn auch die ganze Sprachwissenschaft ausgesetzt gewesen, und zwar vorzugsweise in den etymologischen Forschungen, in denen freilich die alte Methode ganz und gar im Dunkeln tappte. Gleichwie nämlich der Chemiker auf gewisse unzerlegbare Grundstoffe kommt, vor denen er Halt machen muss, ebenso dringt der Sprachforscher bis auf die Wurzeln, die allen Wortgebilden zu Grunde liegen, die in ihren wesentlichen Lautcomplexen die beharrenden Substanzen sind, an welche die beweglichen, formellen Elemente der Wortbildung, der Flexion sich organisch ansetzen und anwachsen. Wollte man nun, wie der scharfsinnige Benfey in seinem Wurzellexicon that, die Wurzelformen in ihrer für uns einfachsten Gestalt noch weiter zerlegen, so verlässt man, wie es wenigstens bei dem gegenwärtigen Stand unsers Wissens erscheint, den sichern Boden der etymologischen Forschung und begiebt sich auf das schwankende Meer der Muthmassungen, von denen es sich bald zeigt, dass sie zur Aufhellung der Sache im Grunde nichts beitragen. Von diesem überfliegenden Verfahren hat indess Curtius in seinen „Grundzügen der griechischen Etymologie“ die Forschung zur Besonnenheit und Mässigung zurückgeführt und wird durch dieses Werk,

wie sich hoffentlich bald zeigen wird, Grösses beitragen, die Resultate der neuen Wissenschaft den Philologen näher zu bringen. Eine solche Vermittelung der philologischen Sprachwissenschaft mit der historisch-vergleichenden Wissenschaft kann nun auch, da die Philologie einmal mit solcher Hartnäckigkeit dem besseren Neuen sich verschliesst, unter andern auf die Weise geschehen, dass man nicht müde wird, immer und immer wieder die Blößen des veralteten Standpunktes in der grammatischen Wissenschaft aufzudecken und dem gegenüber das wahre Wesen der Sache hinzustellen, damit die alten Schäden um so mehr an den Tag treten und endlich die Erkenntniss des Besseren eine allgemeine werde. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir im Folgenden auf einige Hauptgebrechen der alten lateinischen Grammatik — die griechische Grammatik ist aus manchen Gründen weiter fortgeschritten, als die lateinische — aufmerksam machen. Es muss von den Philologen die Einsicht gewonnen werden, dass die lateinische Grammatik in ihrem formellen Theil auf Scheingründlagen steht und einer wissenschaftlichen Basis entbehrt; es muss ferner erkannt werden, dass die alte Methode die sprachlichen Formen zu erklären und durch allerlei gekünstelte Versuche sie zu verbessern unter der Hand mancher Grammatiker noch schlechter geworden ist, als sie es war. Für diese Erkenntniss wollen wir in Folgendem einen kleinen Beitrag liefern. —

Die Hauptaufgabe der grammatischen Formenlehre, wenn sie auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen will, ist die richtige Zerlegung der Wortformen in ihre Bestandtheile und der historische Nachweis, wie diese Formen allmählich bis zu ihrer fest gewordenen Gestalt sich entwickelt haben. Was den letzten Punkt betrifft, so konnte die alte Grammatik diese Aufgabe nur höchst dürftig lösen. Der Zergliederung der Wortformen aber lag ein äusserst willkürliches Verfahren zu Grunde. Es kommt darauf an, das Wort in seinen organischen Bestandtheilen zu erfassen.

Denn jedes Wort ist ein organisches Ganze, und lässt sich als solches in seine konstitutiven Elemente zerlegen. Betrachten wir zunächst das Nomen. Es zeigen sich in der fertigen Sprache zwei bis drei oder auch mehrere Bestandtheile: Wurzel und Casusendung, oder Wurzel, Suffix und Casusendung. An die Wurzel treten die Suffixe zur Besonderheit des Begriffs, an die sogestaltete Wurzel, die der Nominalstamm heisst, die Casusendungen oder Casussuffixe, um auf Grund räumlicher und zeitlicher Anschauungen Beziehungen zu andern Begriffen auszuprägen. Jeder Theil des Wortkörpers ist ein integrierender, organischer Bestandtheil. Auf dem Wege der vergleichenden Sprach-Anatomie ist vor allen durch Bopp's grosses Verdienst die Abtrennung der Casus von dem Nominalstamm in den meisten indogermanischen Sprachen leicht geworden. Ebenfalls ist eine Reihe Suffixe entdeckt, die sich uns schwer in jeder Wortform erkennen lassen; dass hier indess noch Vieles zu erforschen übrig bleibt, ist natürlich. Es giebt noch viele Formen, deren Zergliederung Schwierigkeiten darbietet. In manchen Nomen und Verben finden sich zwischen Wurzel und Suffix oder Wurzel und Personalendung Einschübsel, euphonische oder lautliche Erweiterungen, Bindemittel, über deren Natur und Gesetze unsere Kenntnisse noch lückenhaft sind. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Es giebt in den alten Sprachen im Ganzen nicht viele Nomina, die einfach aus Wurzel und Casussuffix oder Persönlichkeitszeichen bestehen. Die Wurzel ist derjenige ursprüngliche Bestandtheil des Wortkörpers, der sich nicht weiter zerlegen lässt. Wörter wie βῆξ = βηξ-ς, φρίξ = φριξ-ς; rex = reg-s; dux = duc-s, artifex = artific-s sind solche suffixlose Nomina; hier ist unmittelbar an den Stamm das Persönlichkeitszeichen angehängt. Der bei weitem häufigere, ja fast durchgängige Fall ist

die Suffixbildung beim Nomen. So erkennt man in folgenden Formen leicht die Bestandtheile: γραφ-εύ-ς; scrip-tor; ῥή-τωρ, N.-St. ῥη-τορ; πλο-τι-ς, Verb.-St. πλο-; opt-io, N.-St. opt-ion; ῥήμα, Nom.-S. ῥή-ματ-; vi-su-s aus vid-tu-. Dass in einigen Formen das Persönlichkeitszeichen s fehlt, ist aus dem Abfall desselben im Verlaufe der Sprachentwicklung zu erklären; denn in der Urperiode der indogermanischen Sprache war es an allen Nomen vorhanden. In *doctrina*, *initium* (*doc-tri-na*, *in-i-ti-u-m*) haben wir sogar eine Häufung von Suffixen, eine Erscheinung, die die lateinische Sprache nicht selten bietet.

Die Zergliederung und Auflösung der Wörter in ihre organischen Bestandtheile sollte Jeder gründlich kennen, der sich mit Grammatik beschäftigt. Nur auf Grund einer solchen Kenntniss lässt sich die Bildung der Formen begreifen und entwickeln, der Lautbestand der Wurzel und das Verhältniss des Nominalstammes zu den Endungen richtig angeben. Auf solche Weise würde die grammatische Formlehre zunächst auf rationeller, wissenschaftlicher Basis ruhen. Auch hat die lateinische Grammatik von jeher das Bedürfniss nach einer richtigen Wortzerlegung gehabt und das Streben gezeigt, sich der alten nach rein äusserlicher, ganz oberflächlicher Auffassung auf mechanische Weise zergliedernden Methode zu entreissen. So lange freilich die sprachvergleichende Wissenschaft noch nicht den richtigen Weg gezeigt hatte, war jede Lehre über Stamm und Endungen eitel und nichtig. Wohl haben hin und wieder einzelne einsichtsvolle Grammatiker für die Formenbildung die Resultate jener benutzt; aber das Richtige muss meistens in Anmerkungen so nebenher sein Dasein fristen, während es vielmehr die Grundlage der ganzen Grammatik bilden sollte. Im Allgemeinen aber sind noch bis auf die neueste Zeit lateinische Grammatiken mit all den alten Verkehrtheiten und Irrthümern erschienen, als ob die neue Sprachwissenschaft gar nicht vorhanden wäre. Man darf daher nicht müde werden, die Blößen der Grammatik des alten Schlages aufzudecken. Wir knüpfen an das bereits erwähnte Verhältniss des Nominalstammes zu den übrigen Bestandtheilen des Wortes unsere Bemerkungen an.

Es ist alt hergebracht, die lateinischen Nomina nach fünf Deklinationen zu flektiren. Den Eintheilungsgrund geben die bekannten Endungen, welche äusserlich der Genitiv Sing. bietet. Dass diese Endungen ganz mechanisch und vom Wortkörper gewaltsam abgerissene Glieder sind und nur als äusserliche Kennzeichen zum Behufe der praktischen Einübung gelten können, ist längst erkannt worden. Hätte sich nun die Grammatik damit begnügt, sie als solche gelten zu lassen, so hätte die Sache, da die Grammatik in der hergebrachten Weise nun einmal noch immer beliebt wird, weiter nichts auf sich. Anstatt dessen aber wird noch in den neuesten Grammatiken die Lehre wiederholt, dass, wenn man jene Endungen, die ohne Unterschied für wirkliche Casusendungen gelten, von dem Worte abtrenne, der Wortstamm übrig bleibe. Ein Theil der früheren Grammatiker verfuhr freilich mit grosser Vorsicht. So werden in der alten Bröderschen Grammatik die Casusendungen in hergebrachter Weise angeführt und Verbindungsverhältnisse genannt. Von einem Verhältnisse dieser Endungen aber zu dem übrigen Stück des Wortes und von einer Lehre, dass dieses Stück ohne Weiteres der Stamm sei, ist nicht die Rede. Bröder verfuhr mit richtigem Instinkt, ohne sich auf Unterscheidungen einzulassen, zu welchen ihm die genaue Kenntniss fehlte. Ramshorn dagegen lehrt: „was nach Wegnahme der Genitivendungen von einem Worte übrig bleibt, ist der Stamm derselben.“ Andere einsichtsvolle Grammatiker erkannten allerdings das richtige Verhältniss zwischen Stamm und Endung, ohne jedoch danach die Lehre von der Bildung der Nomina durchgreifend neu zu gestalten. So erklärt unter andern Billroth, der vielfach die Resultate der Sprachvergleichung benutzte, die Sache ganz richtig. Er schliesst sich Buttmann an, der ausdrücklich in seiner *ausf. Grammatik I.*

§ 39. Anm. 2 darauf aufmerksam gemacht hatte, dass der Ausdruck „Stamm“ bei der Declination nicht in Rücksicht auf die Etymologie (er meint, es solle „Stamm“, worunter er den Nominalstamm versteht, nicht mit „Wurzel“ verwechselt werden), sondern auf die Flexion gebraucht werde.

Trotz der besseren Erkenntniss früherer Autoritäten auf dem Felde der Grammatik, die gleichwohl die alte Methode beibehielten, kehrt noch in einer im vorigen Jahre erschienenen Grammatik die Lehre wieder: „Wirft man die Endung des Genitivs ab, so bleibt der Wortstamm übrig, an welchen unverändert die übrigen Casusendungen der bestimmten Declination angehängt werden“³⁾, der früheren Grammatiken, wie der Zumpt'schen, die dieselbe falsche Lehre haben, nicht zu gedenken. Was aus dieser Lehre für Ungereimtheiten und Inconsequenzen folgen, davon scheinen diejenigen keine Ahnung gehabt zu haben, die die Lehre aufstellten oder gedankenlos nachschrieben. Verführe man danach, wie es denn häufig geschieht, so würden uns die gewöhnlichen Paradigmata folgende Nominalstämme geben, unter denen es nur mit den konsonantischen Stämmen der 3. Declination seine zufällige Richtigkeit hat: *viā* St. *vi-*, *gladius* St. *gladi-*, *turris* St. *turr-*, *fructus* St. *fruct-*, *dies* St. *di-* und das Ungereimteste von allem *res* St. *r-*. Dabei begegnet es unter andern einem Grammatiker, dass er in Widerspruch mit seiner eigenen Lehre vom Stamme von *res* den Stamm *re-* aufstellt. Dass nun jene Stämme nicht die wahren sind, sondern dass den angeführten Beispielen Nominalstämme wie *viā-*, *gladio-*, *turri-*, *fructu-*, *diē-*, *rē-*, zu Grunde liegen, das sollte wahrlich jetzt Niemandem mehr unbekannt sein, der sich dazu versteht, eine neue Grammatik herauszugeben. Hätten solche Herausgeber aber wirklich das Richtige erkannt, so würden sie, wöllten sie dennoch die alte Methode beibehalten, sich gewiss enthalten, von Wortstamm und Casusendungen zu sprechen, sondern würden ganz nach der Weise Bröders verfahren, seit welchem die alte Methode meistens noch verfälscht worden ist. —

Damit die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Lehre von der Formenbildung der Nomina um so heller ans Licht treten, wollen wir in aller Kürze, von den wissenschaftlichen Resultaten der Sprachvergleichung ausgehend, die wahren Verhältnisse des eigentlichen Nominalstammes zu den wirklichen Casusendungen in den fünf Deklinationen angeben. Dass es in Wirklichkeit nur eine Declination ursprünglich gegeben hat und dass alle scheinbar verschiedenen Declinationen sich auf eine einzige zurückführen lassen, unterliegt keinem Zweifel. Die Sprache hat mit geringen Mitteln durch ein und dieselben Casussuffixe eine grosse Mannigfaltigkeit der Beziehungen der Dinge unter einander auszudrücken verstanden. Die wirklichen Casussuffixe der lateinischen Sprache, die wir mit den griechischen vergleichen, sind folgende:

Singular.		Plural.	
Nom.	[M. u. F. -s, σ. N. m, v]	M. u. F. s, es, es.	N. a, z.
Gen.	is, s, σ, [σ]io	[r]um, [σ]ωv	
Dat.	i	ibus	σ (φiv, bis)
Acc.	m v	ms	ς
Voc.	—	—	Nom.
Abl.	d —	bus	—

Diese Casussuffixe bieten uns freilich nicht mehr die Formen, die wir in der indogermanischen Ursprache voraussetzen müssen, sondern sie sind im Verlauf der Zeit vielfach nur in verstümmelter Gestalt erhalten, indem das Abschleifen der Endungen so lange statt fand, bis

³⁾ Fromm, Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1859.

die Casussuffixe gleichsam erstarrten. Es würde uns zu weit führen, auf die ursprüngliche Gestalt derselben zurückzugehen. Wir wollen nur zum Verständnisse der Sache folgende Bemerkungen machen. Der Nominativ singul. aller Wörter, denen eine persönliche Beziehung gegeben ist, bietet in den indogermanischen Sprachen ursprünglich *s* (v. d. Wurzel *sa*) dar, und dieses Zeichen bezeichnet eben das Persönliche, während *m* (v⁴) oder der reine Nominalstamm dem Neutrum der beiden alten Sprachen gegeben ist. Jenes *s* hat sich im Griechischen und Lateinischen aber nicht in allen Nominen erhalten, sondern ist, je nach der eigenthümlichen Lautbildung der Sprachen, vielfach abgefallen, wie z. B. bei den Fem. und Maskul. der ersten Declination, während die Maskulina der griechischen Declination es noch erhalten haben. Vergl. *scriba* und *πολιτη-ς*⁵), *poeta* und *ποιητή-ς*⁶). — Als das erstarrte Casussuffix des Genitivs singul. ist im Griechischen und Lateinischen im Allgemeinen *s*, *σ* zu betrachten. Nur haben im Lateinischen die erste, zweite und fünfte Declination dieses *s* verloren und durch das Suffix des alten Locativs ersetzt⁷). Die Vermittelung dieses Suffixes mit dem Nominalstamm geschieht entweder unmittelbar wie in *χώρᾱ-ς*, *τιμῆ-ς*, *familia-s*, also bei vocalischen Stämmen, oder mit Hilfe eines Bindevocals, Lat. *i*. Gr. *ο*, *i-s*, *ο-s*; dies geschieht bei consonantischen Stämmen und bei denjenigen vocalischen auf *u* u. *i*, welche der consonantischen Declination sich angeschlossen haben, z. B. *δαίμων-ο-ς sermon-i-s*, *πατήρ-ο-ς patr-i-s*; *πῶσι-ο-ς, fructu-i-(o)s = fructu-s γένυ-ο-ς*. — Das Zeichen des Ablativs singul. im Lateinischen war *d*, das noch auf der *Columna rostrata* und dem *S. C. de Bacchanalibus* sich findet; dasselbe wurde mit consonantischen Nominalstämmen vermittelt durch *ē* oder *ī*, so dass die Ablative also lauteten: *mensā-d*, *servō-d*,

⁴) Der Nasal ist derselbe wie im Accusativ und von diesem Casus auch auf den Nominativ übergegangen. Bopp V. G. I. 314. 2. Ausg.

⁵) Um die Endung des Genitivs, mit Ausnahme der oben erwähnten Genitive der ersten, zweiten und fünften Declination, zu erklären, legt man am richtigsten die sanskritische Genitivendung *syā* zu Grunde. Danach müssen wir im Griechischen *σῶ* voraussetzen, die in Metathesis im Lateinischen erhalten ist in *-jus*, *e-jus* u. s. w. Ursprünglich sind also Formen zu setzen wie *πολιτα-σῶ*. Der beliebte Wegfall des *σ* zwischen Vocalen bewirkte, nachdem auch *ι* verloren ging, *πολιτα-ο* gleich der homerischen Form *ἄρσιδᾶ-ο*; indem sich nun im weitem Verlauf *ά* zu *ε* schwächte, erfolgte die Contraction und damit war die Genitivendung zur starren, abgeschlossenen Form geworden. Ganz ebenso verhält es sich mit *λόγῶ* aus *λογόσῶ*, *λόγοσῶ*, *λόγοσῶ*. Bopp V. G. 384. — Was ferner die Genitive der A. und O. wie E. Declination auf *ι* betrifft, so glauben wir, dass es sich damit doch anders verhält, als Bopp erklärt. Corssen (Ueber Ausspr. u. s. w. der lat. Sprach. I. 184) setzt die Sache ausser Zweifel. Wir müssen auch in den genannten Declinationen als Genitivzeichen *s* zu Grunde legen, das ebenfalls durch die Vermittelung des Bindelauts *i* an den vocalischen Nominalstamm trat. Ursprünglich lauteten also die Genitive *vita-is*, *pulchra-is*, *servo-is*, *re-is*, *spe-is*. Nach Wegfall des *s* entstanden Formen wie *aquāi terrāi*, daraus durch Vocalverschmelzung *aquae, terrae*. Oder es wurde das *s* erhalten und aus *terra-is* entstand *terraes*, oder endlich fiel der Bindevocal aus und es bildeten sich Formen wie *terra-s* aus *terra-is*. So stellt Corssen a. a. O. die Sache dar. —

⁶) Es wird jetzt wohl so leicht Keinen mehr geben, der bei Formen *n. g.* wie τὸ γένος oder *genus*: St. *γενες* und *gener (s)* das *s* und *σ* nicht als stammhaft ansehe. Abnormitäten giebt es in allen organischen Entwicklungen. Als eine solche ist es anzusehen, dass im Lateinischen die sogenannten Adjectiva einer Endung das Nominativzeichen der beiden grammatischen natürlichen Geschlechter auch auf das Neutrum hinübernehmen und es auch im Accusativ beibehalten. Bopp V. Gr. S. I. 317. 2. Ausg. nennt dies eine Verirrung des Sprachgeistes und bemerkt ebendasselbst: „Ueberhaupt ist im Lateinischen bei consonantischen Stämmen das Gefühl für die Geschlechtsunterscheidung sehr abgestumpft, da auch das Fem. vom Maskul.; gegen das vom Sanskrit, Zend, Griechischen und Gothischen befolgte Prinzip nicht mehr unterschieden wird.“

⁷) B. V. G. I. 377. —

judic-e-d, mari-d u. s. w.⁸⁾ — Der Nom. plur. bietet in der ersten und zweiten griechischen und lateinischen Declination *i*; *mensae* ist aus *mensa-i*, *servi* aus *servo-i* entstanden; die konsonantische dagegen und die der konsonantischen folgende weichvocalische im Griechischen ε-ς, im Lateinischen ē-s. Das Neutrum hat α, α. — Was den Gen. plur. betrifft, so stimmt das griechische ων mit dem lateinischen ūm; nur ist durch die Erhaltung des labialen End-Nasals eine Verkürzung des Vocals eingetreten. Ursprünglich hat das griechische Genitivsuffix höchst wahrscheinlich σων gelautet; das σ ist verloren gegangen; diesem σων entspricht die lateinische Genitivendung der vocalischen Declination -rum. — Bei dem Dat. plur. müssen wir im Lateinischen auf das Suffix -bus zurückgehen, das in der konsonantischen Declination durch *i* mit dem Nominalstamm verbunden wird. Auch in der ersten und zweiten Declination müssen wir Formen voraussetzen wie *mensā-bus*, *servo-bus*. Wie daraus *mensis* und *servis* entstanden ist, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Wir folgen Bopp V. G. I. 484 (2. Ausg.) Nach ihm wurde *terrā-bus* zu *terri-bus*, *lupō-bus* zu *lupi-bus*. Nun fiel -bu- aus und zum Ersatz dafür ward das *i* verlängert, so dass nun die festen Formen *terris* und *lupis* entstanden⁹⁾. Der Dativ Plur. im Griechischen hat ein ursprüngliches Locativsuffix -αι als Casusendung angenommen. Doch lassen sich in beiden Sprachen das griechische φιν in Plural mit dem lateinischen *bis* in *no-bis*, *vo-bis* vergleichen, bei den α und ο Stämmen ist im Griechischen dem Vocal noch ein ι hinzugefügt, und σι hat das ι verloren, also γώρξ-ι-ς ἀνθρώπο-ι-ς. Was schliesslich den Accus. Plur. betrifft, so erklärt man ihn am besten als aus dem Acc. singul. entstanden und zwar durch Hinzufügung eines *s*. Wir hätten also im Griechischen und Lateinischen νς und *ms* zu Grunde zu legen; also z. B. *mensās* aus *mensa-(m)-s*, *diēs* aus *die(m)-s*, *camp-ός* aus *campo-(m)-s* und ebenso γώρξς aus γώρξ-(ν)-ς. Der ausgefallene Nasal ward also durch Dehnung ersetzt; bei den konsonantischen Stämmen, wo im Griechischen ᾶ Bindevocal ist, wie ē im Lateinischen, fiel der Nasal im Griechischen ohne Ersatz aus, im Lateinischen trat Dehnung ein¹⁰⁾: ὀδόντ-ᾶ(ν)-ς, *dent-ē-s*.

Dies sind in aller Kürze die wahren Casussuffixe in beiden alten Sprachen, und nun vergleiche man diese mit denen, welche die gewöhnliche Grammatik dafür ausgiebt, und man wird die Verkehrtheit und Willkür derselben sehen. Soll nicht überhaupt mit dem Wort Casusendungen das leichtfertigste Spiel getrieben werden, so müssen in der Grammatik dieselben auf ihre wahre Gestalt zurückgeführt werden. Behält man aber die hergebrachte Weise behufs der praktischen Einübung bei, so muss man sich des Namens Casusendungen enthalten und nicht Wortstämme und Casusendungen nennen, was weder das eine noch das andere ist.

Die Gesamtmasse der Nomina lässt sich, wenn man die Casussuffixe in ihrer wahren Gestalt abtrennt und den Nominalstamm zu Grunde legt, nach dem Auslaut desselben in zwei grosse Gruppen theilen, in vokalische und consonantische Stämme, mit denen sich die Casussuffixe in der bereits berührten Weise vermitteln. Doch sind von den Vocalen zwei ausgenommen, nämlich die weichen Vocale *u* und *i*, *υ* und *ι*. Die besondere Natur dieser Vocale hat es bewirkt,

⁸⁾ Corssen I. 73.

⁹⁾ Die Erstarrung der Dativendung liesse sich einfacher doch wohl so darstellen, dass erstlich *bus* in *bis* sich schwächte, *b* ausfiel und nun das stammhafte *o* mit -is; also *ois* (*lupois*) zu *is* contrahirt wurde, wie *oi* zu *i* u. s. w.

¹⁰⁾ Genauer auf die Bildung des Nom. und Acc. Plur. einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die Sache hat noch einige Bedenken. Man vergleiche B. V. G. 466 u. f. Bopp fasst den Nasal im Acc. Plur. als eine symbolische Formenerweiterung zur Bezeichnung der Mehrheit. — Ahrens Diall. II. § 14. über die im Argivischen und Kretischen erhaltenen Endung -νς.

dass die zu ihnen gehörenden Nominalstämme die consonantische Casusbildung angenommen haben im Griechischen wie im Lateinischen. —

Die sogenannte erste Deklination umfasst im Griechischen und Lateinischen *a* Stämme; Das ursprüngliche *a* tritt indess in beiden Sprachen auch in der Gestalt eines *ē* oder *η* auf. Denn was die lateinischen Formen betrifft, so müssen die Stämme der fünften Deklination mit denen der ersten als eng zusammengehörig betrachtet werden. Es entsprechen sich Formen wie *χώρα* und *terra*¹¹⁾, *τιμή* und *die-s*. Nur haben wir, was die lateinischen *e* Stämme betrifft, die merkwürdige Erscheinung, dass dieselben das Persönlichkeitszeichen *s* darbieten, das im Griechischen, wie in allen anderen Zweigen der grossen indo-europäischen Sprachfamilie verloren gegangen ist. Es wäre also der Fall da, dass allein die lateinische Sprache bei diesen Stämmen das *s* aus der Urperiode der Sprachenentwicklung erhalten hätte; und demgemäss erklärte Bopp in der ersten Ausgabe der Vergl. Gr. die lateinischen Formen für wahre Patriarchen aus der Urzeit. Der Umstand jedoch, dass, wie erwähnt, alle übrigen Glieder des grossen Sprachstammes keine Spur von einem erhaltenen *s* bei diesen Nominalstämmen zeigen, macht diese Erklärung bedenklich, indem eben deswegen die Vermuthung nahe liegt, dass das *s* schon vor der Sprachtrennung verloren ging; dann aber müsste es das Lateinische eben so gut eingebüsst haben. Daher hat Bopp seine Erklärung aufgegeben und erklärt in der neuen Ausgabe der Vgl. Gr. I. S. 281 das *s* für ein hysterogenes. Solche hysterogene Bildungen kommen nicht selten vor, und Bopp verweist auf den ganz analogen Fall im Deutschen beim Genitiv Herzen-*s*, wo ebenfalls das *s* erst später wieder hinzugetreten ist, da im Althochdeutschen die *n* Stämme keine Spur davon zeigen.¹²⁾ — Die Maskulinstämme auf *a* haben im Griechischen, wie bereits oben erwähnt, fast durchgehends das *s* des Nom. Sing. zur bestimmten Unterscheidung vom Feminin. erhalten, im Gegensatz zum Lateinischen *vezviz-ς, πολίτη-ς scriba, agricola*. Den Ansatz zur Abstossung des *s* hat auch das Griechische gemacht in den homerischen Formen *ἱππηλάτα, αἰχμητά, ἱππότα* u. a. — Nach der gewöhnlichen Auffassung in den meisten Grammatiken hätten wir in dieser Declination statt der Stämme mit ihrem festen Vocal, der meistens nur der Auslaut des Suffixes ist, lauter Consonantenstämme, da ja nach Wegnahme des Genitivzeichens *ae* der Stamm übrig bleiben soll, während sich die Sache doch ganz anders verhält. Die zu dieser Declination gehörenden Nomina haben durchgängig die Suffixbildung; z. B. *tog-a*, Vb.-St. *teg-*; *fig-u-ra*, Vb.-St. *fig-* (*fingo*), *audac-ia* Nomst. *audac(i)*, *tabel-la*.

Die zweite Declination enthält *o* Stämme und entspricht der zweiten griechischen, die ebenfalls Stämme auf *o* darbietet. Schon das Paradigma zeigt, dass in dieser Declination das Beharrende der *o* Laut ist; *u* ist nur eine Schwächung des *o*, das *i* des Genitivs und Dativs wie *is* im Dat. Plur. ist mit dem stammhaften *o* kontrahirt. Im Vocativ ist *o* zu *e* geschwächt. Man vergleiche nur folgende Formen im Lateinischen mit den entsprechenden griechischen, in denen die Uebereinstimmung in die Augen springt:

¹¹⁾ Der Unterschied beider Formen ist nur der, dass das Griechische die ursprüngliche Länge des *a* erhalten hat, während es im Lateinischen zur Kürze herabgesunken ist.

¹²⁾ Neuerdings hat Corssen (Ueber Aussprache, u. s. w. der lateinischen Sprache I. 116), gestützt auf die Ennianische Form des Nom. und Acc. Plur. *speres* (*speses*) und ferner auf Formen wie *diur-nus, hodie-nus* für *ho-dies-nus* die Ansicht aufgestellt, dass das *s* z. B. in *dies* nicht Nominativzeichen, sondern stammhaft sei und dass diese Formen erst nach Abfall des *s* in die *e* Declination übergegangen seien.

φηγός	φηγός	fag(o)u-s	fag(o-i)-i
φηγού	φηγ(ο)-ών	fag(o-i)-i	fago-rum
φηγῶ	φηγός	fag(o-i)i	fag(o-i-s)is
φηγόν	φηγ(ο)-ώνος	fag(o)u-m	fag(o-ms)os
φηγέ	φηγός	fag-e	fag(o-i)i
			fag(o-i-s)is

Die Nomina der zweiten Declination, die im Nom. *er* lauten, sowie *vir* und *satur* haben eben denselben *o* Stamm. Nur haben sie die Endung *us* im Nominativ abgeworfen. Wir müssen also ursprünglich Formen annehmen wie: *viro-s*, *vir*; *puero-s*, *socero-s*, *genero-s* u. s. w., und ebenso *magistro-s*, *fabro-s* u. s. w. Indem aber in diesen zuletzt erwähnten Formen die Endung *os* oder *us* abfiel, erforderte die Aussprache zwischen der *muta cum liquida* ein *e*, ein Erforderniss, das in dem *cas. obl.* nicht vorhanden war. Dieses euphonische *e* hat mit dem stammhaften *e* in *puer* und *gar* in den *composit*, von *fer-ger-* nichts zu thun. Trotzdem wird in den meisten Grammatiken, ohne dem praktischen Zwecke der Einübung zu dienen, auf unverständige Weise von einem Wegfall oder einem Ausstoss des *e* in den Formen gesprochen, die nur zum Behufe der Aussprache das eingeschobene *e* im Nominativ haben. Bröder lehrt von den Substantiven: „einige Wörter auf *er* behalten im Genitiv und folgenden Casus das *e* vor dem *r* als *puer* u. s. w. Andere werfen *per contractionem* (?) das *e* weg, als *ager* u. s. w.“ und von den Adjectiven: „einige Adjectiva auf *er* behalten das *e* des Maskulin. auch im Feminin. und Neutrum, und in allen übrigen *cas.*, so *miser* u. s. w.; andere werfen dieses *e* hernach (?) überall weg.“ Madwig erklärt in den bekannten Formen das *e* ganz richtig im Nominativ für eingeschoben wegen der leichteren Aussprache; indem er aber hinzusetzt, diese Formen hätten das *e* nicht in den übrigen Casus, sondern es falle vor *r* weg, stellt er eine Lehre auf, die sich kaum schiefer und unklarer denken lässt. Denn wie kann das *e* doch wegfallen, wenn es gar nicht in den übrigen Casus vorhanden ist, wie Madwig selber dadurch erklärt, dass er es behufs der Aussprache im Nominativ eingeschoben nennt. Die gedankenlose Wiederholung der hergebrachten Regeln führt bei den Regeln selber wieder zur Gedankenlosigkeit. So heisst es in der Grammatik von Fromm zu den Substantiven: „die meisten Wörter auf *er* stossen in den *casibus obliquis* das *e* aus, einige behalten es bei;“ und zu den Adjectiven: „die meisten Adjective auf *er* stossen in den *casibus obliquis* das *e* aus.“ Indem er also die Regel, die nur für die Substantive passt, bei den Adjectiven wiederholte, vergass er hinzuzusetzen, „in den *cas. obliq.* des Maskulin. und durchgehends im Feminin. und Neutrum“, da ja auch hier in den *cas. rect.* das *e* fehlt. — Wir führen diese Beispiele an, um zu zeigen, wie unklar und ungründlich die hergebrachten Erklärungen der lat. Grammatik sind, während sich unbeschadet des praktischen pädagogischen Zweckes die ganze Regel auf das einfachste sachgemäss geben liess.

Das grundfalsche Princip, in der Darstellung der Declination vom Nominativ anstatt vom Stamme auszugehen, hat, wir behaupten geradezu zum Nachtheil für den Zweck der Einübung, namentlich in der dritten Declination in manchen Grammatiken zu einem grossen Wirrwarr geführt. Die dritte Declination, mit welcher die vierte genau verbunden werden muss, enthält a) consonantische Stämme, b) *i*-Stämme und c) *u*-Stämme, ganz ähnlich wie die griechischen Nomina neben den consonantischen Stämmen auch *i*- und *u*-Stämme zeigen: *πόλις*, *βότρυς*. Die consonantischen Stämme lassen sich leicht eintheilen je nach den verschiedenen Organen, mit denen sie ausgesprochen werden und das Schema für die dritte Declination in Uebereinstimmung mit der griechischen wäre folgendes:

1. Consonantenstämme: a) Gutturalstämme ($\kappa, \gamma, \chi, \sigma, \eta$). b) Labialstämme ($\pi, \beta, \phi, \rho, \lambda, \mu, \nu$). c) Dentalstämme ($\tau, \delta, \theta, \delta, \theta$). d) Liquidastämme ($\lambda, \rho, \lambda, \nu$). e) n -Stämme. f) s -Stämme.

Im Griechischen treten zu den Vocalstämmen noch die diphthongischen Stämme auf $\alpha\upsilon$, $\epsilon\upsilon$ und $\omicron\upsilon$ hinzu, z. B. βασιλεύς, γράψω, βούρω; ferner einige Stämme auf $ο$, z. B. παρθός, παρθό-ἦρώς, St. ἦρω-. Was die n - und s -Stämme betrifft, so unterscheiden sich die griechischen von den lateinischen dadurch, dass jene das s , wo es nicht auslautet, elidiren und das n ebenfalls in manchen Formen. So ist zu vergleichen γένος, γένε(σ)-ος, γένους mit *genus, gener-is*, ursprünglich *genes-is*. Das zum Stamme gehörende s im Lateinischen geht vor Vocalen in r über. Nur *vās-vās-is* ist ausgenommen. Das Lateinische hat ferner abweichend vom Griechischen s (r) Stämme männlichen Geschlechtes, z. B. *flōs, flōr-is*. — Anderweitige Abweichungen gehen aus den jeder von beiden Sprachen eigenthümlichen Lautgesetzen hervor. Im Ganzen aber ist die Uebereinstimmung auch dieser consonantischen Declination in denselben ersichtlich und die oben gegebene Darstellung auch für das praktische Bedürfniss am fasslichsten.

In der gewöhnlichen lateinischen Grammatik wird bekanntlich vom Nominativ ausgegangen, obgleich dieser Casus am wenigsten die wirkliche Gestalt des Nominalstammes zeigt. Danach erscheinen die Nomina der dritten Declination als eine wirre Masse, ohne Regel und Ordnung, und da in scheinbar gleichen Nominativstämmen oft die verschiedensten Nominalstämme stecken, so wird das Zusammengehörnde auf die willkürlichste Weise getrennt und zerrissen. Der einfachste und praktischste Weg, die Flexion der Nomina dieser Declination darzustellen, wäre nun ganz einfach der gewesen, dass man einige Hauptparadigmata von jedem Geschlechte angeführt hätte, wie auch in einigen Grammatiken geschehen ist. In mancher Grammatik dagegen ist der weitläufige Weg gewählt, Paradigmata für jede Endung des Nominativs nach den bekannten Genusregeln hinzustellen, so dass eine leichte Uebersicht nun nicht mehr möglich ist. Indem aber nach dem Nominativ der Genitiv bestimmt wird, müssen fast von jedem Paradigma sogenannte abweichende Genitive als Ausnahmen angeführt werden, obgleich dies schon mit der Hauptregel selber, die in allen Grammatiken gegeben wird, dass nämlich die Genitivendung *is* sei, in Widerspruch tritt. Ueberhaupt aber herrscht in der Darstellung der dritten Declination die grösste Willkür, und weit davon entfernt, dass die alte Methode wenigstens nach Uebereinstimmung gestrebt hätte, was doch für das praktische Schulbedürfniss so sehr von Wichtigkeit ist, erklärt der Eine die Sache so, der Andere anders. Wir wollen Einzelnes zum Belege anführen. Die Hauptregel, dass die Genitivendung in der dritten Declination *is* sei, ist grundfalsch. Dies passt nämlich nur für die konsonantischen Stämme, die das Casussuffix mit dem Vocal i verbinden, aber nicht auf die i -Stämme, die freilich die alte Grammatik gar nicht richtiger kennt. Diese nämlich lassen das s des Genitivs unvermittelt an den Nominalstamm treten; z. B. von *mare* ist der Stamm *mar-*, also gen. *maris*. Aehnlich ist es im Accus. bei diesen Stämmen. Vergleicht man nämlich die Formen *ignem* und *dolorem*, so ist äusserlich eine Aehnlichkeit vorhanden, aber das e in *ignem* ist ein ganz anderes als in *dolorem*. In jener Form ist es nämlich aus dem stammhaften i in e übergegangen, also *igni-m igne-m*; in dieser ist aber e Bindevocal *dolor-e-m*, der das Casussuffix mit der Liquida vermittelt. Die i -Stämme bieten folgende Nominativendungen: $e-s$ oder $i-s$, $al-$ und $ar-$; die ersteren umfassen alle die-

jenigen Wörter, die in der gewöhnlichen Grammatik als *parisyllaba* angeführt werden. Nach dieser müssten diese Nomina alle consonantische Stämme umfassen, was durchaus falsch ist, und da es auch Nominative auf *is* giebt, die keine *i*-Stämme sind, wie z. B. *cinis*, *ciner-is*, *lapis*, *lapid-is*, *sanguis*, *sanguin-is* u. s. w., so müssen sich diese Genitive gefallen lassen, als abweichende behandelt zu werden, während doch die Abweichung schwindet, sobald man die wahre Natur ihrer Stämme erkennt. Bei den neutralen *i*-Stämmen ist im Nominativ das *i* abgefallen, wie in *calcar*, oder in *e* übergegangen, wie in *mare*, das also ursprünglich als *mari* voranzusetzen ist. Die alte Grammatik will diese Formen auch erklären, und wie macht sie es? Bei Ramshorn heisst es, der Stamm von *mare* sei *mar-* und im Nominativ sei *e* angehängt. Das stammhafte *e* (*i*) muss sich also mit dem leeren Namen eines angehängten *e* abspeisen lassen! Und Madwig sogar lehrt: „In den Wörtern auf *e* fällt dieses *e* vor den übrigen Casusendungen weg.“ Zu solchen Verkehrtheiten kommt die Grammatik, wenn sie ohne sachgemässe Prinzipien willkürlich umhertappt. Die falsche Weise, den Genitiv vom Nominativ aus zu erklären, hat sogar in einer Grammatik bis zu dem Grade des Unsinns geführt dass gelehrt wird in Formen, wie *poematis*, *lac*, *lactis*, *mel*, *mellis*, *leo*, *leonis*, *homo*, *hominis*, *oratio*, *orationis*, *formido*, *formidinis* u. s. w., sei überall zwischen dem Endbuchstaben des Nominativs und der Genitivendung *is* ein Consonant eingeschoben! — Es mögen diese wenigen Beispiele genügen, um zu constatiren, dass die alte Grammatik durchaus nicht den Anspruch auf Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit machen kann, sondern dass ihre Erklärung der Formen vielmehr das Willkürlichste und Ungründlichste ist, was es geben kann.

Die alte mechanische Methode führt für manche Verfasser eine eigenthümliche Gedankenlosigkeit mit sich. So heisst es in der Grammatik von Fromm, nachdem die Hauptregel angegeben ist, was nach Abwerfung der Genitivendung übrig bleibe, sei der Stamm, und also für die vierte Declination von *fructus* der Stamm *fruct*, gleich weiter „die vierte Declination ist aus der dritten durch Zusammenziehung entstanden“ (?), gen. sing. *u-is* zusammengezogen *us* u. s. w. Der Verfasser schreibt das Alles richtig hin, wie es scheint ohne zu ahnen, dass er dadurch mit seiner eigenen Lehre vom Verhältnisse des Stammes zu den Casusendungen in geradem Widerspruch tritt, da nach der ganz richtigen Auffassung der vierten Declination, diese nicht *fruct-* sondern *fructu-* nothwendig zum Stamm haben muss, wenn *fructus* im Genitiv aus *fructu-is* contrahirt ist.

Was die Adjectiva betrifft, so wiederholen sich natürlich dieselben Verkehrtheiten wie bei der Declination der Substantive. Wir wollen über das Verhältniss des Stammes zur Casusendung nur bemerken, dass die sogenannten Adjectiva dreier Endungen auf *us*, *a*, *um* der *o*- und *a*-Declination, die übrigen aber der consonantischen Declination folgen, und zwar sind diese letzteren alle auf *i* erweiterte Stämme; also von *acer*, *acris*, *acre* ist der Stamm *aceri-*. Im Nominativ der Maskulina ist *i* mit dem Persönlichkeitszeichen abgefallen, im Femininum und Neutrum das stammhafte *e* synkopirt. Die Synkope tritt dann auch in der weiteren Flexion überall ein. — Von *facilis*, *facile* ist *facili-* der Stamm; im Neutrum ist *i* zu *e* geschwächt. Ebenso ist von *felix*, *felici-* der Stamm; organisch gebildet musste der Nominativ *felicis* lauten, aber indem das *i* vor *s* ausfiel, entstand *felix*.

Hat man die wahre Natur der den Adjectiven zu Grunde liegenden Nominalstämme erkannt, sowie das Suffix des Comparativs und Superlativs, so ist die Formenbildung mit diesen Suffixen leicht und fasslich auch für den ersten Anfänger darzustellen. Das Suffix des Comparativs ist *-ior* (Maskul. und Femin.) und *-ius* (für das Neutrum), das des Superlativs *-is-simū-s*. Die Suffixe treten an den Adjectivstamm an nach Abwerfung des auslautenden Vocals; also

carus, St. *cār(o)*, *cār-ior*, *car-ius*, *car-issimus*.
levis, St. *lev(i)*, *lev-ior*, *lev-ius*, *lev-issimus*.
felic, St. *felic(i)*, *felic-ior*, *felic-ius*, *felic-issimus*.

Ein kürzeres Superlativsuffix ist *simus* also ohne *is*, das die abgeschwächte Form für die ursprüngliche Comparativendung *ius* ist. Dieses Suffix tritt an die nach Abwerfung des Endvocals auf *r* auslautenden Stämme, erfährt dann aber durch den Einfluss dieses *r* eine regressive Assimilation, z. B. *prosper*, St. *prosper(o)*, *prosper-rimus*; *acer*, St. *acer(i)*, *acer-rimus*.

Die ganz analoge Bildung findet statt bei den sechs auf *l* auslautenden Adjectiven, wenn das stammhafte *i* abgeworfen ist, z. B. *facilis*, St. *facil(i)*, *facil-limus*. Hier ist *s* dem vorangehenden *l* assimiliert.

Die gewöhnliche Grammatik, da sie die Comparativ- und Superlativformen nicht in ihre wahren Elemente zu zerlegen verstand, griff zu ganz äusserlichen, willkürlichen Erklärungsweisen. Bröder nimmt als Endung des Comparativs *-or*, *us*, des Superlativs *simus*. Ramshorn lehrt, die Grundform des Superlativs sei *mus*, wobei er sich auf *optimus* stützt und *opt-imus* theilt, während *op-timus* zu gliedern ist. *Timu-s* oder *tumu-s* ist die ursprüngliche Form des Superlativs; der Dental ist, wie im Griechischen sehr häufig, mit dem Sibilanten vertauscht¹³⁾. Ramshorn lehrt nun unsinniger Weise weiter: „Da aber die charakteristische Form des Adjectivs bleiben musste (?), so veranlasste dies bald Verdoppelungen, wie *acer*, *acer-rimus*, *facilis*, *facil-limus*; auch mit Umlauten (?), wie *doctus*, *doct-issimus* [also eigentlich *doct-issimus* (!!!)] u. s. w.“ Wäre er doch Bröder gefolgt. Die Vermittelung der vermeintlichen Comparativ- und Superlativendung geschieht in der bekanntesten ganz mechanischen Weise. Andere einsichtsvollere Grammatiker erkennen zwar die wahre Gestalt der Suffixe, aber der eine lässt sie in dieser Weise, der andere in jener Weise anhängen; bald soll man die Nominativendung abwerfen und *ior*, *issimus* anhängen, bald wieder die Genitivendung. Wir fragen, warum nicht ebenso gut eine andere Endung? Madwig erklärt die Sache im Ganzen richtig, aber in den Formen wie *liber-rimus* ist ihm *imus* die eigentliche Endung und das auslautende *r* verdoppelt. Fromm lässt ohne Weiteres nach seiner willkürlichen Erklärung des Wortstammes *ior* und *ius* an den Wortstamm anhängen, z. B. *pulchr-* ist ihm der Wortstamm von *pulcher!* — Hätten es die Grammatiker nur über sich gewinnen können, etwas nicht zu erklären, was sie nicht verstehen, so wäre die alte Grammatik viel besser, als sie jetzt ist.

Wir kommen zu der Conjugation. Was die Flexion und die Eintheilung der Verba betrifft, so liegt es mit der Lehre der alten Grammatik darüber sehr im Argen. Man ist in dieser überhaupt ursprünglich nur dem äusseren Schein gefolgt. Wir wollen zunächst für die ganze Lehre von der Conjugation der Verba auf einige Hauptpunkte aufmerksam machen, worauf es für die Darstellung in der Grammatik hauptsächlich ankommt. Wir müssen uns dabei aber auf das Lateinische beschränken, da eine vergleichende Darstellung auch nur der Hauptpunkte der griechischen und lateinischen Conjugation zu weit führen würde. Bei der Declination war dies leichter.

Genauere Analyse der organischen Bestandtheile der Wortformen ist in der grammatischen Formenlehre überall die Hauptsache. Die Hauptelemente der Verba sind der Verbalstamm und die Personalendungen. Dann kommen die copulativen, temporalen und modalen Lautmittel, die einer genauen Absonderung von dem übrigen Theil bedürfen. Wir betrachten zunächst die Personalendungen. Nach dem allgemeinen Gange, den die Entwicklung der Sprachen genommen

¹³⁾ Bopp V. G. 2. 23.

hat, sind auch bei den Verbalformen die Endungen mehr und mehr abgeschliffen, bis sie entweder an einzelnen Formen ganz verloren gingen oder in einer bestimmten Form erstarrten. Wir müssen im Lateinischen folgende Formen zu Grunde legen:

Activ.		Passiv.	
Sing. 1. <i>-m</i> (μ)	Plur. 1. <i>-mus</i> (μεζ, μεβ)	Sing. 1. <i>-r</i>	Plur. 1. <i>-mur</i>
2. <i>-s</i> (σ)	2. <i>-tis</i> (τε)	2. <i>-ris</i>	2. <i>-mini</i>
3. <i>-t</i> (τ)	3. <i>-nt</i> (ντ)	3. <i>-tur</i>	3. <i>-ntur</i>
Imperativ.			
Sing. 2. <i>-ō</i> (θ, ε)	Plur. 2. <i>-te</i> (τε)	Sing. 2. <i>-re</i> (se)	Plur. 2. <i>-mini</i>
2. <i>-to</i> (τω)	2. <i>-tote</i>	2. <i>-tor</i>	
3. <i>-to</i> (τω)	3. <i>-nto</i> (ντω)	3. <i>-tor</i>	3. <i>-ntor</i>

Es würde zu weit führen, diese Formen namentlich mit Bezug auf das Griechische, dessen Personalendungen für das Medium eine andere Bildung als im Lateinischen haben, weiter zu entwickeln. Wir wollen nur Folgendes bemerken. Die erste Person hat im Lateinischen fast durchgehends die Bezeichnung derselben aufgegeben. *Lego* war ursprünglich *leg-u-mi*, *leg-o-mi*, *lego*, (λέγω+μι, λέγω). Nur in den beiden Formen *s-u-m*, *in-qua-m* ist das *m* erhalten. — Eine erweiterte Form der zweiten Personalendung ist im Perfektum *-sti*, *-stis*, zu vergleichen mit dem *-σθζ* vieler homerischen Formen (βάλ-η-σθζ, βουλέ-η-σθζ u. s. w.). In der dritten Person des Perfektum ist die Personalendung ursprünglich *-sunt*, das *s* ging in *r* über, wie häufig im Lateinischen, und wurde durch *e* mit dem Tempusstamm verbunden¹⁴).

In unsern lateinischen Grammatiken ist nun auch der Versuch gemacht, die Personalendungen von der übrigen Verbalform zu trennen, aber wieder in der verkehrtesten Weise. So wird im Präsens der Bindevocal *o* der ersten Conjugation als Personalendung aufgeführt, und ebenso *i* in der ersten Person des Perfekts. Ramshorn unter Andern spricht von Flexionsendungen, welche die Tempora, die Personen und den Numerus unterscheiden. Als Grundformen dieser Flexionsendungen giebt er dann theils die reinen Personalendungen, theils wieder, wie im Passivum in der ersten Person und im ganzen Perfektum, dieselben mit dem Bindevocal zusammen an. Dagegen hat er die das Tempus eigentlich bildenden Laute ganz unberücksichtigt gelassen. Andere Grammatiker sind vorsichtig genug gewesen, das ganze Capitel von den Personalendungen zu übergehen. —

Die personalen Suffixe werden viel durchgreifender, als im Griechischen, mit den Bindevocalen *i*, *e*, *u* (*o*) vermittelt. Die wenigen Ausnahmen bindevocalloser Conjugation finden sich in einzelnen Formen der Verba *esse*, *edere*, *ferre*, *velle*, *dare*, *ire* und *quire*; z. B. *ēs-t*, *es-tis*; *ēs-t* von der Wurzel *ed-*; *fer-s*, *fer-tis* u. s. w. Das Prinzip der vocalischen Verbindung ist bei den lateinischen Verben so hervorstechend, dass man diese Formen zu den anomalen Verben gerechnet hat.

Haben wir die Personalendungen und Bindevocale erkannt, so müssen wir uns ferner klar werden über die Mittel, welcher sich die lateinische Sprache zur Tempusbildung bedient hat und vor allem zur Bildung des Perfekts. Denn der Mangel an Einsicht in die Natur dieser Bil-

14) Das *e* kann nur als Bindewort betrachtet werden, und daher ist die Kürze ursprünglich, wie sie auch noch bei Dichtern nicht selten vorkommt. Die unorganische Dehnung ist in dem Bestreben nach Lautfülle begründet. Die gewöhnliche Grammatik kehrt die Sache um, und die Kürzung wird „Systole“ genannt. G. Curtius, Beitr. 207.

14) Das *e* kann nur als Bindewort betrachtet werden, und daher ist die Kürze ursprünglich, wie sie auch noch bei Dichtern nicht selten vorkommt. Die unorganische Dehnung ist in dem Bestreben nach Lautfülle begründet. Die gewöhnliche Grammatik kehrt die Sache um, und die Kürzung wird „Systole“ genannt. G. Curtius, Beitr. 207.

dung hat in der lateinischen Sprache zu weit verbreiteten Irrthümern Anlass gegeben. In der Bildung des Perfekts, das im Lateinischen die doppelte Verrichtung hat, einmal die in der Gegenwart vollendete Handlung zu bezeichnen und dann zugleich als erzählendes Tempus (Aorist) zu dienen¹⁵⁾, hat die Sprache eine grosse Mannigfaltigkeit entwickelt. Wir können hier nicht auf eine ausführliche Entwicklung der Perfektformen eingehen, sondern müssen uns auf die Hauptpunkte beschränken, um auf den verkehrten Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, den die gewöhnliche Grammatik vom Perfekt aus hinsichtlich der Eintheilung der Verba genommen hat.

Wir können im Lateinischen eine dreifache Bildung des Perfektums unterscheiden: 1. Durch Reduplication *cād-o*, *cē-cād-i*. 2. Durch Zusammensetzung des Verbalstammes *a*) mit einem Bestandtheil der Wurzel *ēs*, nämlich mit *s*: *dāc-o*, *duc-si*, *dux-i*; *b*. durch Zusammensetzung mit der Wurzel *fu* (φυ), *lauda-fu-i-mus*, *lauda-(f)v-i-mus*. — So haben wir ein einfaches und ein zusammengesetztes Perfektum. Die natürliche Entwicklung der Sprache muss uns jenes als das ursprüngliche erkennen lassen. Denn die Bildung der Formen aus sich heraus, die Kraft, mit welcher der Verbalstamm sich selbst zur bedeutungsvollen Form bestimmt ohne andere Beihilfe, als die seiner eignen Lautgruppe, deuten auf eine Stufe viel lebendigeren Sprachgefühls, als die mehr mechanische und bequemere Weise der Zusammensetzung. Gleichwohl lag es in der Natur der lateinischen Lautentwicklung, dass die Ansätze zum zusammengesetzten Perfektum schon früh und bald sich geltend machen mussten.

Was zunächst das reduplicirte Perfektum betrifft, so ist die Bedeutung der Reduplication die des „Vollendeten“; das ist die unstreitig richtige Erklärung Bopp's. S. 749 der Vergl. Gr. heisst es: „Die Reduplicationssylbe bezweckt bloss eine Steigerung des Begriffs, gibt der Wurzel einen Nachdruck, der von dem Sprachgeist als Typus des Gewordenen, Vollendeten, im Gegensatz zu dem erst im Werden Begriffenen, noch nicht zum Ziele Gelangten, aufgefasst wird.“ Form und Bedeutung des reduplicirten Perfektums am klarsten entwickelt und am entschiedensten festgehalten und von jeder Vermischung mit aoristischer Bedeutung fern gehalten hat die griechische Sprache. Die lateinische dagegen hat die reduplicirten Perfektformen nur zum geringen Theil erhalten und bald den bequemeren Weg der Zusammensetzung eingeschlagen. Die Reduplication nun ist theils mit dem Verbalstamm verschmolzen, theils gänzlich abgefallen. Auf solche Weise haben sich folgende Arten des einfachen Perfektums gebildet, die man auch „verkürzte Perfekta“ nennt und die wir an folgenden Formen darstellen wollen: 1. *āg-o*, *eg-īg-i*, *e-īg-i*, *ēgi*. 2. *lēg-o*, *le-līg-i*, *le-īgi*, *lēg-i*. 3. *cād-o*, *ce-cād-i*, *cād-i*, *lambo*, *le-lamb-i*, *lambi*.

Die Reduplication oder die Bildung des einfachen Perfekts konnte aber nur eintreten bei consonantisch auslautenden Stämmen. Denn bei vocalisch auslautenden, wie z. B. bei *lauda-*, konnte nach den Lautgesetzen die Personalendung mit dem Bindevocal nicht gut vermittelt werden; es hätte die Form *le-lauda-i* lauten müssen.¹⁶⁾ Nur bei dem Vocal *u* konnte die Verbindung des *i*-Lautes eintreten, weshalb auch von diesen Verben einfache Perfekta gebildet sind; z. B. *acu-i*, *metu-i* u. s. w. So machte sich denn die Nothwendigkeit anderer Bildungsmittel geltend, und als solche haben wir, wie schon erwähnt, *v*, *u* und *s* aus den Wurzeln *fu* und *es*. Das erste aus *fu-* verstümmelte und in den weicheren Laut übergegangene (*v*) konnte, wenn

¹⁵⁾ Die Streitfrage, ob das lateinische Perfektum ursprünglich Aorist gewesen, woraus sich das eigentliche Perfektum entwickelt habe, oder umgekehrt, ob der Aorist sich aus dem Perfektum entwickelt habe, scheint mir Curtius (Sprachvergl. Beitr.) zu Gunsten der letzten Ansicht entschieden zu haben. In der süddeutschen Volkssprache hört man gewöhnlich im Perfektum erzählen.

¹⁶⁾ Die griechische Sprache hat in diesem Falle das euphonische *z* behufs Vermittelung des Stammes mit der Endung angewendet.

dieses sich wieder zu *u* vocalisirte, bequem auch für consonantische Stämme gebraucht werden, was am häufigsten geschieht nach *r* und *l*. Die Endung *si* tritt nirgendswo an vocalische Stämme, deswegen nicht, weil, wie Curtius mit Recht bemerkt (Vgl. Beitr. 304), „die lateinische Sprache ein *s* zwischen zwei Vocalen im Inlaut nicht liebte; das *s* hätte in *r* übergehen müssen.“ Also nur für consonantische Stämme fand das *si* eine weite Anwendung und zwar zumeist, wegen der leichten Verbindung, nach Gutturalen, dann nach Labialen und Dentalen. Die Verbindung des *s* mit den auslautenden Consonanten geschieht nach den bekannten, der griechischen Sprache ähnlichen Lautgesetzen. Auf die vom Griechischen in dieser Beziehung abweichenden lautlichen Bildungen können wir hier nicht weiter eingehen. Es genügt, wenn aus dem Gesagten die wahre Beschaffenheit der Perfekta und der Grund ihrer Mannigfaltigkeit erhellt. Daraus wird auch erkannt werden, dass von den Perfekten keines vor den andern Anspruch auf Regelmässigkeit machen kann, sondern dass alle verschiedenen Perfektbildungen nothwendige und organische Erzeugnisse des Sprachgeistes sind, die an und für sich alle gleiche Geltung haben; höchstens kann man das einfache Perfektum für ursprünglicher halten, als das zusammengesetzte. Wie über das Perfektum, so wollen wir jetzt auch noch kurz über das Supinum sprechen, da man nach der gewöhnlichen Grammatik glauben muss, es gebe sehr verschiedenartig gebildete Supina.

Das Supinum, dessen Suffix *tu-* ist, theilt mit dem Partizipium (Suffix *to-*) die gleiche Bildung. Die Vermittelung desselben mit vocalisch auslautenden Stämmen hatte weiter keine Schwierigkeiten; es trat unmittelbar an den gedehnten Endvocal des Stammes, z. B. *amā-tu*, *acū-tu* u. s. w. Nur in den bekannten Formen *dū-tu*, *sā-tu* u. s. w. blieb der Stammvocal kurz. Die Verbindung dagegen mit consonantisch auslautenden Stämmen erzeugte da, wo kein Bindevocal *i* angewendet wurde, mancher lautliche Veränderungen. Die Gutturalstämme setzten das Suffix ohne weitere Verbindung an den Stamm, wobei die Media oder die gutturale Aspirata, als welche *h* zu betrachten ist, in die entsprechende *tenuis* überging; z. B. *reg-o*, *rec-tu*, *veh-o*, *vec-tu*. Nur wenn dem Guttural ein *r* oder *l* voranging, ward derselbe unterdrückt und das anlautende *t* zu *s* geschwächt; z. B. *merg-o*, *mer(g)-tu*, *mer-su*, *spargo*, *spar(g)-tu*, *spar-su*, *mul(c)-tu*, *mul-su*, von *mulce-o* u. *mulge-o*. In Formen der vierten Conjugation ist der Guttural vor dem Suffix gewichen ohne Schwächung des *t*, z. B. *ful-tu* von *fulc-i-o*. Die Schwächung von *t* in *s* in *flu-tu* aus *fic-su* von *fig-o* geschah wohl, um Verwechslung mit *fic-tu* von *fig-o* zu vermeiden. Zu bemerken sind ferner die Supina *flu-tu* von *flu-o*, *structu* von *stru-ō* und *vic-tu* von *viv-o*. Diesen liegen Formen zu Grunde wie *fluv-o*, *struv-ō*. Der labiale Spirant verhärtete sich vor dem *s* des Perfekts und des in *s* bei *flu-tu* geschwächten *t*-Lautes des Suffixes zu dem gutturalen *g* oder *gv*, und so entstanden aus *flugv-*, *strugv-*, *vigv-*, die erwähnten Supina, wobei es auffallend ist, dass *flu-tu* nicht der Analogie der Mehrzahl der Bildungen der Supina bei Gutturalstämmen, sondern der Form *flu-tu* von *fig-o* gefolgt ist. (Vergl. Bopp. V. Gr. (2. A.) S. 35. — Pott E. F. I. S. 121. Curtius S. B. S. 305.) In *mix-tu* ist *x* aus *sc* durch Metathesis entstanden (*mics-tu*), und in *mis-tu* ist *x* zu *s* geschwächt. Es fehlt nun schliesslich auch nicht an Beispielen, wo der auslautende Guttural mit dem *t* des Suffixes durch den Bindevocal *i* vermittelt ist, z. B. *noc-i-tu*, *plac-i-tu*. — Die übrigen consonantischen Stämme folgen nun den bei ihrer Verbindung mit *t* geltenden Lautgesetzen in ihrer Weise. Für unsern Zweck möge die Darstellung der Verbindung bei den Gutturalstämmen genügen. Denn es erhellt daraus, was wir zeigen wollten, dass nämlich von einer verschiedenartigen Bildung des Partizip. oder Supinums, im Grunde, nicht die Rede sein kann, sondern dass das Suffix *tu* und *to* allen Bildungen zu Grunde liegt. —

Weder die eine, noch die andere Art des Perfektums und Supinums kann auf eine besondere Regelmässigkeit Anspruch machen. Nun hätte die gewöhnliche Grammatik, indem sie für das praktische Bedürfniss die Gesamtmasse der Verba ordnete, immer den ursprünglich eingeschlagenen Weg festhalten sollen. Dieser war folgender. Den Eintheilungsgrund für die Verba gab die Endung des Infinitivs, je nachdem dieselben als charakteristischen Kennlaut *á, é, ê, i* darboten. Wir wollen davon absehen, dass diese Eintheilung für die dritte Conjugation insofern etwas Unangemessenes enthält, als sie über den als Kennlaut angegebenen Vocal *é* schiefe Vorstellungen erwecken muss, da derselbe die Infinitivendung mit dem consonantischen Verbalstamm vermittelt, während die andern Vocale stammhafte Laute sind. Im Allgemeinen genügt diese Eintheilung dem praktischen Zwecke. Die Grammatik legte nun für jede der vier Conjugationen ein Verbum zu Grunde und zwar dasjenige, dessen Perfekt- und Supinumbildung die meisten Verba folgten. So ergaben sich für die erste Conjugation Perfecta und Supina auf *-vi* und *-tu*; für die zweite auf *-ui* und *-tu* oder *i-tu*, denn darin herrscht in den Grammatiken keine Uebereinstimmung; für die dritte auf *i* und *-tu* und für die vierte auf *-vi* und *-tu*. Nun hätte die einfache Bemerkung genügt, dass nicht alle Verba ihr Perfektum wie das zu Grunde gelegte bildeten, sondern dass ein Theil der Perfecta auch *si*, andere die Reduplication u. s. w. hätten. Diese hätten dann einfach aufgeführt werden müssen. Die fernere Sonderung auch nach der scheinbaren Abweichung des Supinums wäre nicht nothwendig gewesen. Diesen Weg sehen wir nun auch von manchen Grammatikern befolgt. So verfährt Bröder. Es heisst bei ihm § 83: „Da das Perfektum und Supinum nicht immer auf einerlei Art gemacht wird, so werden hier bei einer jeden Conjugation einige Verba unter bestimmte Classen gebracht, wonach ihre Tempora geübt werden können.“ Nach Bröder geräth aber die Grammatik auf eine ganz falsche Fährte, auf der wir dieselbe noch bis auf die neueste Zeit sehen. Indem nämlich die hergebrachten Paradigmata als regelmässige Verba angesehen werden, sinken alle übrigen Verba, die eine andere Perfectbildung zeigen, zu unregelmässigen herab. Damit ist denn eigentlich bei der Flexion der Verba die Unregelmässigkeit zur Regel geworden, und die sprachliche Formenbildung erscheint als ein Akt der launenhaftesten Willkür. Selbst Billroth, der sonst so richtige Ansichten hat, lässt sich zu einem „Verzeichniss der unregelmässigen Verba“ verleiten und nennt dann diejenigen Verba, die man allerdings als solche bezeichnen kann (*posse, edere, ferre* u. s. w.) ohne weiteres „anomalische Conjugation“. Was hilft aber nun sein Protest, den er in der Anmerkung zu „den unregelmässigen Verben“ gegen den Ausdruck „unregelmässig“ erhebt? Er sagt: „Der Ausdruck unregelmässig ist, wie man auch schon sonst bemerkt hat, ein sehr relativer und misslicher; er erzeugt beim Schüler leicht die schiefe Ansicht, als ob die sogenannte regelmässige (vorzugsweise die schwache) Conjugation die erste, ursprüngliche und die unregelmässige (vorzugsweise die starke) eine Abweichung von ihr sei, da es sich eher umgekehrt verhält, und wenigstens beide Conjugationsweisen der Sprache gleich ursprünglich sind. Der einmal hergebrachte (?) und deshalb beibehaltene Ausdruck soll hier aber nichts anders bedeuten, als dass die unter ihm begriffenen Verba sich nicht wie die sogenannten regelmässigen nach einer einfachen, leicht fasslichen Regel conjugiren lassen, sondern dass ihre Conjugation verwickelteren Gesetzen unterliegt und deshalb schwerer ist.“ Es ist seltsam, dass trotz der besseren Einsicht die Grammatik dennoch an der Unregelmässigkeit der in ihrer Perfectbildung von dem Paradigma abweichenden Verba bis auf die Gegenwart festgehalten hat. Denn wir möchten fragen, was die Grammatik durch die Bezeichnung jener Verba als unregelmässiger gewinnt. Der Ausdruck trägt viel mehr dazu bei, den Anfänger zu verwirren und ihn

mit falschen Vorstellungen von vorn herein zu erfüllen, als dass er irgend etwas über die Bildung der Verba im Perfekt und Supinum zur Erklärung nützt.

Wir müssen hier wegen des knapp uns zugemessenen Raumes unsere Erörterungen abbrechen, wiewohl es noch manche Punkte giebt, an denen sich zeigen lässt, wie sehr es mit unserer lateinischen Grammatik zunächst des formellen Theiles im Argen liegt. Namentlich die Eintheilung der Verba bedarf einer Vereinfachung und einer Darstellung, die sich auf wissenschaftliche Prinzipien stützt. Der weitläufige Nachweis ferner in manchen Grammatiken, wie die einzelnen Verbalformen von den sogenannten Stammformen abgeleitet werden, ist uns auch für das praktische Bedürfniss immer höchst überflüssig erschienen, da für den Anfänger eine feste Einprägung der Paradigmen hinreicht, auf deren Grund sich dann allmählich auf den höheren Unterrichtsstufen die sachgemässe Bildung der Formen lehren lässt. Jene oberflächliche und äusserliche Ableitung der Verbalformen aber führt zu lauter falschen Vorstellungen. — Was das Capitel der Wortbildung betrifft, so herrschte darin natürlich dieselbe willkürliche mechanische Zerstückelung der Formen, wie in der Lehre von der Flexion, und es wäre viel besser, dasselbe ganz auszulassen, wenn man es nicht nach den neuesten Forschungen bearbeiten will. Dass von der wichtigen Lehre der Lautgesetze auch in den neuesten Grammatiken nicht die Rede ist, wie es doch bei der griechischen Grammatik schon längst der Fall gewesen, ist nicht zu verwundern, da die Grammatiker des alten Schlages keine gründlichen Kenntnisse davon haben, die sichern Resultate der Sprachwissenschaft über diesen Punkt aber ignoriren. Wie wenig indess auch das Neuere, Bessere Eingang gefunden hat — wir müssen das Verhältniss der Philologie zur „vergleichenden Sprachwissenschaft“ als eine Thatsache hinnehmen, im Uebrigen jedoch hoffen, dass sich die Wahrheit bald Bahn brechen wird. Die Pflicht aber aller ist es, die den grossen Gewinn, den die Philologie für die beiden alten Sprachen und damit für möglichst vollständige Erforschung und Reproduktion des Alterthums aus jener ziehen kann, zu schätzen wissen, die Resultate derselben den Fachgenossen näher zu bringen. Dies kann allerdings auf verschiedene Weise geschehen. Wir haben im Vorstehenden einen geringen Beitrag, so zu sagen in negativer Weise gegeben. Es kam uns darauf an, nur hinzudeuten auf die morschen Grundlagen, auf denen die Formenlehre des Lateinischen gebaut ist, so dass das Gebäude bald einzustürzen droht. Es ist daher endlich an der Zeit, auf einen Neubau bedacht zu sein und zwar auf den soliden Grundlagen, die uns die allgemeine Sprachwissenschaft giebt. Freilich wird sich dann ein Unterschied zwischen einer rein wissenschaftlichen und einer praktischen Schulgrammatik ergeben. Denn — und das wollen wir noch bemerken, um Missverständnissen vorzubeugen — es ist selbstverständlich, dass die wissenschaftlichen Resultate der Grammatik für den Jugendunterricht nur in sehr bedingter Weise flüssig gemacht werden können und im Beginn desselben die beschränkteste Anwendung finden. Die Schulgrammatik hat es für die ersten Stufen des Unterrichts mit den fix und fertig gewordenen, nicht mit den sich erst entwickelnden Sprachformen zu thun. Die Methode muss für den Anfänger nach gewissen äussern Anhaltspunkten ihren Gang nehmen; erst allmählich lässt man den Schüler in die Bildungsgesetze der Laute und Wortformen Einsicht gewinnen, damit er in seinen sprachlichen Kenntnissen eine sichere und bleibende Grundlage zu eigen bekomme. Dann wird sich ihm die Erkenntniss eröffnen, dass namentlich die lateinische Sprache nicht ein Produkt der reinsten Willkür und voller Regellosigkeiten ist, wie man nach unserer heutigen Grammatik meinen sollte, sondern dass sie sich nach bestimmten Gesetzen gebildet hat und dass ihre individuelle Entwicklung zugleich eigenthümliche Charakterzüge der Nation offenbart. Die alte Methode ist immer mehr und mehr in einen geistlosen Mechanismus gesunken. Die verkehrtesten Regeln werden noch dazu — man sehe nur einige der neueren Gram-

matiken an — in abgeschmackten Versen wiederholt, und das Gedächtniss des Schülers wird mit einem Wust von Ungereimtheiten überladen. Allerdings muss das Gedächtniss von früh an fleissig geübt werden, und manche Schätze sind darin niederzulegen, die der Schüler noch nicht sogleich gebrauchen kann. Was aber dem Gedächtnisse anvertraut wird, muss in sich eine lebendige Kraft haben, die, mag sie auch eine Zeit lang schlummern, doch im Fortschritt der Bildung die Gewähr giebt, dass das einst Gelernte zum vollen Verständniss kommen und Früchte bringen kann, nicht aber ein todter Ballast sein, den der Schüler, wenn er die Schule verlässt, froh ist über Bord werfen zu können. Ein solcher Ballast aber sind die meisten gereimten und unge-reimten Regeln der gewöhnlichen Grammatik. —

Aufgabe eines Jeden, der sich mit der Schulgrammatik beschäftigt, ist es, auf Grund einer genauen Kenntniss der Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft zu sehen, was von denselben und wie sie sich für die Schule verwerthen lassen. Dazu bedarf es allseitiger Thätigkeit der Fachgenossen. Die Umgestaltung der lateinischen Formenlehre wird zugleich den grossen Nutzen haben, dass die lateinische Grammatik in viel grössere Einstimmigkeit mit der griechischen gebracht wird, als dies bisher geschehen ist.

Gewiss wird eine besonnene Anwendung der reichen Schätze der neuen Sprachwissen-schaft auch für die Schule einen sichern Gewinn bringen. Denn geistiges Leben kann die Schule nur dann bewahren, wenn sie dem Fortschritte der Wissenschaften auf dem Fusse nachfolgt.

Dr. Frederichs.

(mirrored bleed-through text from the reverse side of the page)

Dritte Klasse (mit halbjährigem Course). Ordinarius: Lehrer Ribitzky.

(mirrored bleed-through text from the reverse side of the page)

Zweite Klasse (mit halbjährigem Course). Ordinarius: Lehrer Seidel.

(mirrored bleed-through text from the reverse side of the page)